

Der Holzarbeiter

Organ des Zentralverbandes christlicher Holzarbeiter.

A

Nr. 17

Der „Holzarbeiter“ erscheint jeden Freitag und wird den Mitgliedern unentgeltlich zugestellt. — Für Nichtmitglieder ist der „Holzarbeiter“ nur durch die Post zum Preise von Mk. 1,00 pro Monat zu beziehen. — Anzeigenannahme nur gegen Vorausbezahlung. — Geldsendungen nur: Postcheckkonto 7718 Köln.

Köln,
den 23. April 1926.

Anzeigenpreis für die vier gesp. Millimeterzeile 10 Pfennig. Stellenangebote und -Angebote, sowie Anzeigen der Zahlstellen kosten die Hälfte. Redaktion und Verlag befinden sich Köln, Dentsdorfweg 9. Telefonruf West 61616. — Redaktionschluss ist Samstag Mittag.

27. Jahrg.

Vom Wirtschaftsgelste der deutschen Unternehmer.

Von Joseph Jahn.

Wir wollen den Unternehmer nicht abschaffen. So wenig uns die kapitalistische Wirtschaft von heute gefällt, so sehr ist uns ihre Überlegenheit gegenüber früheren und primitiveren Wirtschaftsvorfassungen klar. Wir können eine Wirtschaft nicht für erstrebenswert halten, in der Selbstverantwortung, Aktivität, kaufmännische Beweglichkeit, Spekulation im richtigen Sinne des Wortes, keine Rolle mehr spielen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß in den modernen Wirtschaftsländern auch die breiten Massen über eine größere Menge von Gütern des äußeren Lebens verfügen, als das vor einigen hundert Jahren der Fall war; und ebenso sicher ist, daß diese wirtschaftlichen Erfolge (die als solche noch keine sozialen oder gar Glücksgewinne zu sein brauchen) nicht zum wenigsten ein Werk des Unternehmers sind.

Wir wollen also den Unternehmer nicht abschaffen; aber wir wollen den Unternehmer, der diesen Namen verdient. Ein starres Bürokratismus, das ideenlos auf seiner Machtposition sitzt, gibt es auch in einer sozialisierten oder bolschewisierten Wirtschaft; aber wenn wir uns mit der freien Wirtschaft abfinden, sie sogar für nützlicher und erfolgreicher halten, als etwa Sozialisierung oder Rückkehr zum Mittelalter, so soll sie auch in ihrem Charakter bestimmt sein durch diejenigen Eigenschaften, die ihre großen Epochen ausgemacht haben. Der wahre Unternehmer, der in der Tat eine Führerstellung in der kapitalistischen Wirtschaft innehat, ist kein Bürokrat, sondern ein Kaufmann; er ist kein Klassenkämpfer, sondern ihn zeichnet soziale Weitsicht aus. Er sieht seinen Erfolg nicht in der Ausübung seiner Macht, sondern in der Verwirklichung neuer wirtschaftlicher Ideen, er schwärmt nicht für Syndikate, sondern für den Wettbewerb. Sein Ideal ist nicht Bequemlichkeit, sondern Aktivität.

Gewiß kann auch von idealen Unternehmern keine vollkommene Wirtschaft geschaffen werden. So sehr die kapitalistische Wirtschaft an Rationalität die unvollkommenen Wirtschaftssysteme übertrug, es bleibt ein ungelöster Rest, der mit Eifer, Kenntnis und gutem Willen nicht zu beseitigen ist, den nur dann und wann das Genie einmal überwindet. Das wichtigste Charakteristikum unserer Wirtschaft ist der dauernde Versuch, das Handeln auf einer exakten Erfolgsrechnung aufzubauen. Ein Versuch, der immer unzulänglich bleibt, weil wir bis heute noch kein für längere Zeiten wirklich stabiles Geldsystem anwenden konnten. Unsere ganze Kapitalrechnung beruht also auf einem „Als ob“, aber selbst diese ungefähre genaue Rechnung läßt sich nur auf Vergangenes, Abgelaufenes, Bestenfalls noch auf sich Wiederholendes anwenden; alles Neue und Zukünftige muß ertastet werden. Diese im Wesen des Kapitaltales liegende Schwierigkeit des Wirtschaftens, die zugleich eine der wichtigsten Krisenursachen ist, hat dazu geführt, daß sich in der wirtschaftlichen Wirklichkeit deutlich zwei Unternehmertypen voneinander abheben: der Routinier oder Durchschnittstyp, und der Wirtschaftsführer oder das Unternehmertum. Es ist selbstverständlich, daß auch in der Wirtschaft, wie auf allen Gebieten des Denkens und Handelns die Routiniers bei weitem überwiegen. Der Routinier hält sich am Sicherem, Bewährten, Berechenbaren. Er scheut das Risiko. Er richtet sein Handeln gern nach dem des Nachbarn, des Branchenkollegen; er liest mit Eifer die Rundschreiben seines Verbandes; er ist nie der Erste, der eine technische, organisatorische oder soziale Veränderung in seinem Betriebe durchführt, sondern er wartet ab, bis andere sie ihm vormachen und Erfolge damit erzielt haben. Es sei nichts gegen den Routinier gesagt! Wir brauchen ihn, er muß der Durchschnittstyp sein. Eine Wirtschaft, deren Unternehmer lauter führende Köpfe oder gar Genies wären, würde zu einem Experimentierfeld. Aber wir brauchen auch den genialen Unternehmer, der sich zutraut, das Neue „zu unternehmen“, nicht nur das sichere, sondern auch das große und gewagte Geschäft zu versuchen, der nie zufrieden ist mit dem, was er erreichte, der nicht ein bequemer Rentner werden will, sondern stets über die Verwirklichung neuer Pläne nachjagt. Er stellt die großen Beispiele auf, denen dann die Routiniers nachzueifern (oft, ohne sie begriffen zu haben). Um Mißverständnisse auszuschließen: den genialen Typ gibt es beileide nicht nur in der Großindustrie. In allen Wirtschaftszweigen, nicht in kleinsten Verhältnissen taucht er immer wieder auf; durch intuitive Sicherheit erfährt er meist die geordnetste Unternehmerkarriere des eigentlich Jungsten.

Beide Unternehmertypen sind in einer freien Wirtschaft notwendig, keiner ist als solcher ein Schädling. Aber beide laufen stets Gefahr, sozusagen zu Karikaturen ihres Typs zu werden. Und dann hören die Vorteile, die der Unternehmer in unsere Wirtschaftsvorfassung für die Gesamtheit bringt, auf. Der Routinier läuft die Gefahr der Erstarrung. Er neigt zum bequemen Verdienen und scheut die Auseinandersetzung mit den immer von neuem auftauchenden Problemen. Er fühlt sich am wohlsten in einem Kartelle, das ihm seine Rente garantiert. Er schwärmt für den hohen Schutzoll. Es ist ihm lieber, wenn er seinen Betrieb aufrechterhalten kann durch Drosselung der Löhne und sozialen Rechte, als wenn er bei aufsteigendem Lohnniveau sich mit der Modernisierung seiner Technik abplagen soll. Alle diese Mittelmäßigen neigen zu einer antisozialen Haltung, weil sie Angst haben vor der Unruhe, die eine aufstrebende Arbeiterschaft in das Wirtschaftsleben bringt. Daß diese Unruhe sehr produktiv sein kann und auf lange Sicht auch seiner eigenen Rentabilität wieder zuzuhilfen wird, geht über den Horizont des Routiniers. Ein Arbeiter auf lange Sicht ist überhaupt nicht seine Art. Sein Blick reicht nur auf kurze Sicht; denn die kurze Strecke ist überschaubar, besser berechenbar, risikoärmer.

Der geniale Wirtschaftsführer läuft die Gefahren jedes Diktators. Er überschätzt seine Bedeutung im Wirtschaftsleben, sehr leicht, auch die im Volksleben überhaupt. Es ist ihm zuwider, daß immer wieder Politik nach anderen als wirtschaftlichen Gesichtspunkten gemacht wird. Er traut sich leicht gern selbst die politische Führung zu, oder erstrebt eine Führung, die seine Kreatur ist. Seine Erfolge und seine Leistungen steigern sein Machtgefühl; und dann verliert er leicht den seelischen Zusammenhang mit der Masse der Arbeitnehmer. So stoßen dann oft die besten Wirtschaftsideen und Pläne auf das größte Mißverständnis und den schärfsten Widerstand aller ausführenden Organe im Wirtschaftsleben. Weil es ihm an Einfühlungsvermögen mangelt, erscheint er leicht als der Führer des Klassenkampfes von oben, und an seinen Namen heftet sich der Haß der Klassenkämpfer von unten.

Überblickt man die Wirtschaftsgeschichte des letzten Jahrhunderts, so kann man wohl feststellen, daß Deutschland eine große Reihe führender, ans Geniale streifender Unternehmer aufweist. Ohne sie wäre Deutschlands schneller Aufstieg zu einer führenden Wirtschaftsnation der Welt nicht möglich gewesen. Gewiß sind viele von ihnen der hier geschilderten Gefahr unterlegen, ihre Machtposition zu überschätzen und durch unpsychologisches Verhalten die sozialen Gegensätze zu verschärfen. Aber rein wirtschaftlich gesehen, waren es Kerle, auf die man schon einmal das abgebrauchte Wort von den Kapitänen der Industrie anwenden konnte. Mit genialem Blick begannen sie eine Reihe von Industrien aufzubauen, die gerade den besonderen Möglichkeiten der geographischen Natur Deutschlands und der Eigenart seiner arbeitenden Menschen entsprachen. Indem die vielen Mittelmäßigen sich ihnen anschlossen, kam jener Zug in das deutsche Unternehmertum, der ihm in der ganzen Welt Respekt und teilweise Angst vor seinen Erfolgen eintrug.

Sieht man sich die deutschen Unternehmer von heute an, so stellt man gewiß fest, daß die beiden Haupttypen auch heute weiterexistieren; aber man hat doch den Eindruck, daß die Zahl der genialen Naturen geringer geworden ist. Und man hat von beiden Typen den Eindruck, daß sie stärker den Gefahren unterliegen, die sie ganz naturnotwendig laufen. Allerdings ist auch heute noch der deutsche Unternehmer vielleicht etwas besser, als sein Ruf, oder vielmehr als der Eindruck, den er erweckt. Man beurteilt ihn zu oft nach dem, was er sagt, oder schreibt. Aber das Sagen und Schreiben ist im allgemeinen kein Talent, das bei den Unternehmern besonders stark entwickelt wäre. Man wundert sich oft, daß in Versammlungen von immerhin erfolgreichen Männern soviel dummes Zeug geredet wird, und daß die führenden von ihnen, wenn sie einmal zur Feder greifen, sogar in rein wirtschaftlichen Dingen so unzulängliche Anschauungen vertreten. (Wobei man freilich auch die Reden und Aufsätze deutscher Unternehmer nicht immer ihnen allein auf das Konto schreiben kann, weil es immer seltener wird, daß die führenden Leute einen Aufsatz selber schreiben, oder eine Rede selber ausarbeiten. Sehr oft sind dienstbare Geister die Urheber, die ihren Herren nach dem Unternehmern von heute gern hört.) Die wirtschaftlichen Taten der deutschen Unternehmer sind fast immer besser gewesen, als ihre Reden.

Doch war auch ihr Handeln in den letzten Jahren den Aufgaben der Zeit nicht gewachsen. Gewiß war es unter dem Zwange des Krieges schwer, wirtschaftliche Wahrscheinlich-

keitsrechnungen für eine fernere Zukunft anzustellen; gewiß war in der Inflation der übliche Maßstab, mit dem man Dinge und Leistungen berechnet, völlig unbrauchbar. Aber man hätte doch nicht erwartet, daß die deutschen Unternehmer so sehr jeden Blick für Größenverhältnisse und für Entwicklungstendenzen verlieren würden, wie das heute an den zusammenbrechenden Konzernen und an den überflüssigen und unbrauchbaren Produktionsanlagen sichtbar wird. Den Routiniers braucht man schließlich keinen Vorwurf zu machen, wenn sie den Sachwert für Kapital gehalten haben und ihn heute noch zum Teile dafür halten; denn es ist ihr Recht, es den führenden Köpfen nachzumachen. Aber selbst führende Unternehmer haben mit dem billigen Inflationsgelde, ja, sogar noch mit dem teuren Kredit der Stabilisierungszeit ihre Betriebe in die Breite erweitert, statt sie intensiv zu verbessern. Und heute wundert man sich nun, daß wir in den meisten Industrien schöne neue Gebäude und noch lange nicht abgenutzte Maschinen dastehen haben, die aber weder auf die völlig veränderten Verhältnisse der Gegenwart in ihrer Ausdehnung eingestellt sind, noch auch dem wirklich modernen Stande von Technik, Betriebsorganisation und Marktbehandlung entsprechen. (Schluß folgt.)

Heil oder Unheil in der Wirtschaft.

(Schluß.)

In die wirtschaftliche Berichterstattung aber muß mehr Klarheit und Genauigkeit kommen. So las ich z. B. in einer Zeitung, daß das Volkseinkommen heute kaum wesentlich unter 40 Milliarden (etwa $\frac{11}{12}$ des Vorkriegseinkommens) liege. Begründet wurde diese Auffassung so: Die Kohlenförderung sei jetzt nur um einige Prozente geringer als vor dem Krieg. Aus der Lohnsteuer sei ein Volkseinkommen von 41—42 Milliarden zu errechnen und aus der Umsatzsteuer ergebe sich ein ähnliches Bild. Zu all dem muß aber bemerkt werden, daß diese Zahlen (verglichen mit der Vorkriegszeit) zu günstig erscheinen. Helfferich schätzte das Volkseinkommen in der fünften (1915) Auflage seines Buches über den Volkswohlstand auf 43 Milliarden Mark. Diese 43 Milliarden wurden aus einem Volksvermögen von etwa 310 Milliarden herausgewirtschaftet. Nun sollen etwa 41—42 Milliarden aus dem fast auf die Hälfte heruntergekommenen Volksvermögen erarbeitet werden! Diese Schätzung erscheint mir zu günstig, selbst wenn man berücksichtigt, daß die Preise heute im allgemeinen etwas höher als vor dem Kriege sind. Die Zeitung, die über das günstige Ergebnis des Volkseinkommens berichtete, brachte auf demselben Blatt eine Uebersicht, nach der (wie hier schon erwähnt) Deutschlands Volksvermögen von 77 783, i. J. 1912 auf 35 700 Milliarden Dollar im Jahre 1922 gesunken sei. Daraus hätte doch gefolgert werden sollen, daß es mit jenen 41—42 (oder $\frac{11}{12}$ des Volkseinkommens) nicht ganz stimmen kann. Denn unter einem solchen wirtschaftlichen Druck, unter dem Deutschland nach dem Kriege stand, und unter der Geldverschlechterung war es kaum möglich, so nahe an das Friedenseinkommen heranzukommen. Wenn nun auch in der letzten Zeit manche technische Verbesserungen die Güterherstellung (insbesondere auch die Kohlenförderung) ergiebiger gemacht haben, so darf doch ein Fragezeichen hinter die genannte Gesamtleistung ($\frac{11}{12}$ des Friedens) gesetzt werden. Die Ueberschätzung unserer augenblicklichen Wirtschaftskraft hat eine gefährliche Seite: So sehr auch zu wünschen ist, daß der Leistungswille durch günstige Mitteilungen angespornt wird, so dürfen wir dabei doch nicht übersehen, daß zu günstige Meldungen leicht lähmend wirken. Der hohe ausländische Kredit, die starke Einfuhr müssen jenen allzu günstigen Volkseinkommenszahlen entgegengehalten werden. Diese Kredite und diese Einfuhren täuschen uns zu leicht eine Blüte der Wirtschaft vor, die nicht Wirklichkeit, sondern nur Schein ist. Es ist besser, wir geben uns keinen falschen Einschätzungen unserer Wirtschaftsentwicklung hin, denn das hindert unseren Aufstieg. Wohl sollen wir hoffen, emsig über die Verbesserungsmöglichkeiten unseres Volkseinkommens nachdenken und die ganze Wirtschaftsführung leistungsfähiger machen. Wir müssen dabei aber Licht und Schatten in dem wirklich vorhandenen Maße zu sehen lernen.

Wenn wir auch da und dort besser hätten wirtschaften können, so darf deswegen noch nicht (wie es geschehen ist) behauptet werden, daß wir über dem Abgrund tanzen. Manche Anzeichen weisen aufwärts. Wenn es auch nicht immer laut verkündet wird, so ist es doch so! Ford hat mit seinem Buch „Mein Leben und mein Werk“ viele Unternehmer angeregt und vorwärts getrieben. Wer Ford ist und ob er das Buch selber geschrieben hat oder nicht, ob es nur der Reklame dienen soll, ob Ford ein

ungebildeter oder ein genialer, feingeistiger Kopf ist (alles dies wurde behauptet), kann für den, der aus seinem Buch und von seinen Unternehmungen lernen möchte, zunächst einmal ganz gleich sein. Der wirtschaftliche Erfolg war auf seiner Seite, ein Erfolg in verhältnismäßig wenig Jahren, wie ihn die Welt in der Güterherstellung bisher kaum gesehen hat. Es ist Pflicht jedes einzelnen Unternehmers, für seine Verhältnisse alles das daraus zu beachten, was dem wirtschaftlichen Fortschritt dient. Wer Ford für dumm verpöhl, vergewaltigt seine Zeit. Ich habe Augenzeugen gehört (äußerst urteilsfähige Besucher seiner Werke), die Ford als einen Menschen von äußerster Energie und größter Durchgeistigung schildern. Wenn selbst Amerikaner ihn für einen Dummkopf erklären (wie es nicht selten geschieht), so sollten wir demgegenüber recht mißtrauisch sein. Vielleicht wird er drüben bewußt und unbewußt nach dem Rezept verächtlich gemacht: Calumniare audacter, semper aliquid haeret (= verleumde nur kühn, etwas bleibt immer haften)! Wer so kurzfristig ist und den Wettbewerber durch Verächtlichmachung aus dem Feld zu schlagen sucht, mit dem zu rechten hat keinen Sinn. Der sach- und menschenkundige Kopf kennt das bessere Mittel. Es heißt besser machen!

Besser machen! Von diesem Grundsatz scheinen doch mehr deutsche Unternehmer (als es sich so obenhin zeigt) durchdrungen zu sein. Namen sollen hier nicht genannt werden, aber Fortschritte der letzten Monate müssen hervorgehoben werden. Im Automobilbau sind die Leistungen gewaltig gewachsen, wenn sie auch noch nicht an die der Vereinigten Staaten herankommen. Die deutschen Fortschritte sind erheblich und sie sind im Steigen. Herbeigeführt werden sie hauptsächlich durch die Verbesserung der Arbeitsarten, wie Transporteinrichtungen, Maschinenarbeit, Montagebahnen, leistungsfähigere Aufstellung von Maschinen, Gleitbahnen verschiedener Arten. Hier genügt es, die neueste Entwicklung anzudeuten. Sie wird beim Automobilbau nicht Halt machen, sondern auch auf andere Arten der Güterherstellung übergreifen. Dazu drängt der ausländische und der inländische Wettbewerb. Die Lösung ist: Es geht vorwärts! Wer sie nicht versteht oder sich ihr entgegenstemmt, der bleibt zurück und fällt. Die Entwicklung geht über ihn hinweg und neue Fortschritte werden zu neuem Wettbewerb herausfordern. Zum Rechten ist da keine Zeit, denn die Wirtschaftspflicht mahat gebieterisch: Mit, mit, mit! Wer von diesem Geiste beseelt ist und darnach handelt, der hat festen Boden unter den Füßen. In hohem Maße hängt die Wirtschaftsentwicklung also auch vom richtigen Wirtschaftsgeist ab. Erfolgreich zu wirtschaften ist unsere Aufgabe. Erziehen wir uns dazu! Indem wir das Unheil abwenden und künftigen Unheil vorbeugen, gelangen wir zum Wirtschaftsheil.

Ne! macht manchmal leichtsinnig, etwa nach der Melodie: Laß die Dinge laufen wie sie laufen, es wird schon schief gehen. Aber wenn die Anzeichen nicht trügen macht Not uns doch erfinderisch. Jettner hat der Ent-

wicklung einen kräftigen Stoß vorwärts gegeben. Schon regen sich Denker, die sein Werk vervollkommen wollen. Wind und Wasser sollen einmal zusammen die Kräfte liefern, die wir zum Betrieb unserer Wirtschaft brauchen. Die Unregelmäßigkeit der Winde ist ein großer Nachteil für die Kraftgewinnung aus ihnen. Dieser Nachteil soll (nach Ernst Trebesius) dadurch ausgeglichen werden, daß mit den Winden Wasser hochgepumpt wird und damit Kraft gesammelt wird, die regelmäßiger angewandt werden kann. Planvolle Arbeit und Erfindergeist zusammen sind mit berufen, die Wirtschaft aus den Niederungen herauszuführen und emporzuheben. F. A. B.

Verbandsnachrichten.

Bekanntmachung des Vorstandes.

Im Interesse der Mitglieder machen wir darauf aufmerksam, daß für die Zeit vom 18. bis 24. April 1926 der 17. Wochenbeitrag im Jahre 1926 fällig ist.

Abrechnung für das 1. Vierteljahr 1926. Diejenigen Zahlstellen, die mit ihrer Abrechnung noch im Rückstande sind, werden um sofortige Freigstellung gebeten.

Handwerkskunst im Holzgewerbe. Die Bezieger unserer Fachzeitschriften werden gebeten, den Bezugspreis für das 2. Vierteljahr möglichst umgehend einzulösen. An neu hinzutretende Bezieger können die ersten drei Nummern noch nachgeliefert werden.

Lohn- und Tarfbewegung.

Der Bezirkstarifvertrag für Rheinland-Westfalen allgemein verbindlich.

Die Reichsarbeitsverwaltung hat durch folgende Entscheidung den rheinisch-westfälischen Bezirkstarifvertrag für allgemein verbindlich erklärt:

Entscheidung.

Die nachstehende tarifliche Vereinbarung wird für den angegebenen Geltungsbereich gemäß § 2 der Verordnung vom 23. Dezember 1918 in der Fassung des Gesetzes vom 23. Januar 1923 (Reichsgesetzblatt S. 67) für allgemein verbindlich erklärt:

1. Vertragsparteien:

- a) auf Arbeitgeberseite: Rheinisch-Westfälischer Tischlerinnungsverband; Verein der Holzbearbeitungsfabrikanten im Industriebezirk, z. B.; Gauverband Westfalen-Lippe des Verbandes für das selbständige deutsche Drechslergewerbe; (Der Verein der Möbelfabrikanten für Berg und Mark in Barmen, hat durch Vereinbarung vom 18. Juli 1925 den Bezirkstarifvertrag vom 29. Okt. 1924 anerkannt.)

- b) auf Arbeitnehmerseite: Deutscher Holzarbeiterverband, Gauverband Düsseldorf; Zentralverband christlicher Holzarbeiter Deutschlands; Gewerksverein der Holzarbeiter (S. D.).
- 2. Abgeschlossen am 29. Oktober 1924, Bezirkstarifvertrag nebst Anhang.
- 3. Beruflicher Geltungsbereich der allgemeinen Verbindlichkeit: Gewerbliche Arbeiter im Holzgewerbe im Umfange der §§ 1 und 2 des Bezirkstarifvertrages. Die Allgemeinverbindlichkeit erstreckt sich nicht auf Arbeitsverträge von Holzarbeitern, die in Betrieben beschäftigt sind, die nicht zur Holzindustrie gehören; sie erstreckt sich ferner nicht auf die Betriebe, die folgenden Arbeitgeberverbänden angehören:
 - I. Arbeitgeberverband des Holzgewerbes der Kreise Gummersbach, Wipperfurth und Waldbröl e. V. in Gummersbach.
 - II. Wittgensteiner Arbeitgeberverband in Banse.
 - III. Münsterländischer Stuhlfabrikantenverband in Stadilohn.
 - IV. Rheinisch-westfälischer Baugewerbeverband e. V. in Essen.
 Die Ausdehnung der Allgemeinverbindlichkeit auf die Betriebe des unter Ziffer III und auf die Ausschreibungen des unter Ziffer IV bezeichneten Verbandes bleibt vorbehalten.
- 4. Räumlicher Geltungsbereich der allgemeinen Verbindlichkeit: Rechtsrheinisch gelegener Teil der Rheinprovinz mit Ausnahme der Kreise Neuwied, Altkirchchen und des Siegbereiches, der Stadtgebiete Köln und Düsseldorf, sowie des unteren Kreises Solingen, einschließlich jedoch der Orte Burscheid, Gräfrath, Wald, Ohligs und Höhscheid im letzteren Kreise, Provinz Westfalen mit Ausnahme der Kreise Herford, Lübbecke und Minden, sowie des Ortes Steinheim im Kreise Höxter.
- 5. Die allgemeine Verbindlichkeit erstreckt sich nur auf die Bestimmungen des Tarifvertrages, die die Arbeitsbedingungen regeln und auf Arbeitslöhne nur soweit als die Lohnsätze für allgemein verbindlich erklärt werden.
- 6. Die allgemeine Verbindlichkeit beginnt mit Wirkung vom 1. März 1926.

Dr. Syrup.

Berichte aus den Sablstellen.

■ Dortmund. Von Zeit zu Zeit ist in den verschiedensten Zeitungen Deutschlands zu lesen, daß Schreinergejellen nach Luxemburg gesucht werden. In diesem Gesuch verspricht man den Arbeitssuchenden neben Bezahlung der Kost und Wohnungsunkosten noch 7,25 Mark pro Tag verdienen zu können. Sicher werden eine ganze Reihe Kollegen sich durch die verlockende Anzeige haben verleiten lassen an die Zeitung ein Angebot zu machen. Kurze Zeit darauf erhält dann der Suchende von einer

Meisterpolitik, Junft und Gesellen.

Eine Wirtschaftsepöche von dem Ausmaße, wie sie die mittelalterliche Stadtwirtschaft darstellte, mußte mit zwingender Notwendigkeit eine Wechselwirkung gegeneinander gerichteter Strömungen erzeugen, denn niemals im Weltgeschehen ist eine Idee von bedeutender Tragweite, und sei sie noch so grandios und bewegend, unangefochten in die Tat umgesetzt worden, ist der Ausführungsgedanke nicht mit den Schwierigkeiten menschlichen Oppositionismus kollidiert. Auch nicht im Mittelalter. Die herrschende Idee war der Genossenschaftsgedanke, die systematische Zusammenfassung der divergierenden einzelnen Kräfte zu einer Massenkraft. Die Liebeserklärung dieser, aus ihrer Zeit und der Entwicklung heraus geborenen Idee in die Wirklichkeit und die Ausnützung auf die neu sich herauskristallisierende Form der Wirtschaft, war die Entstehung der Bruderschaften und Jünfte. Sie waren der Niederschlag germanischer Tradition — hervorgegangen aus dem immer wieder in der Geschichte zu beobachtenden Gemeinschaftsgedanken des germanischen Volkes: der Stammesgemeinschaft, Dorfgemeinschaft, Markgenossenschaft — auf das jüngste Stadium der Entwicklung dieses eben aus den Stürmen der Völkerwanderung sich herauswindenden Volkes — auf den Eintritt des bis dahin kolonisierenden Agrarvolkes in die erste Stufe des Wirtschaftsvolkes. Hier war nach der ganzen Tendenz germanischen Gemeinschaftslebens: dem der demokratischen Tyrannis eben nur eines möglich — und das war der Genossenschaftsgedanke als leitendes Prinzip der Fortentwicklung. Wir haben infolge dessen dann auch früh diese Idee in die Tat umgesetzt. Aber: — Menschen waren es, die sich in ihrer angeborenen Umwelt weiterentwickelt hatten, Menschen, die in zähem Kampf ums Dasein sich zusammengeschlossen hatten, Menschen mit lebendigem Glauben und Trachten, mit Impulsen und Leidenschaften, Menschen, die trotz angeborenen Gemeinschaftsinstincts stets ihr eigenes Interesse mit im Auge hatten und behielten und — weil es eben Menschen waren, — auch nicht frei von Schwächen und Fehlern waren, die in Verbindung mit den übrigen menschlichen Eigenschaften ein Konglomerat von Faktoren erzeugten, die zwangsläufig entgegengegerichtete Eindrücke bei den in ihrer Abhängigkeit und unter ihrem Machtverhältnis stehenden Individuen auslösten mußten. Auch das findet sich im Junftwesen bestätigt.

So lange die Handwerkerfamilie die patriarchalische Form hauswirtschaftlichen Charakters wahrte, an deren Spitze der Meister stand, und Gesellen und Lehrlinge ebengestufte Mitglieder dieser Gemeinschaft waren, hatte jede einzelne Handwerkerfamilie, deren Gesamtheit den geschlossenen Organismus der Handwerksgenossenschaft trug, nährte und festigte, die gleiche Spannkraft — das Gemeinschaftsgefühl. Das war die starke Basis jener Kraft, die ihre Zeit beherrschte. Als aber nach typisch-menschlicher Gewohnheit der auf der Grundlage der Gemeinschaftsinstincts entstandene und fortgesetzte Wohlstand begann, die gewerbliche Vormachtstellung der Meister auch in eine gesellschaftliche zu verwandeln, als das Bewußtsein ge-

steigerten ökonomischen Besitzes bei den Meistern die ersten Symptome beginnender sozialer Ueberhebung zeitigte, als die Meister anfangen, sich als höher gestellte gesellschaftliche Klasse mit eigenem Standesgefühl, Standesgehörigkeit und Standespolitik zu betrachten — da wurde ganz unmerklich aber grausam treffsicher der erste Keil zwischen den Grundzusammenhang der alles zusammenhaltenden Kraft getrieben — in den Gemeinschaftsgedanken. Da entstand die in der Folgezeit immer deutlicher hervortretende und ihre Kreise ziehende Scheidung innerhalb der Produktionskraft selbst: die Zerspaltung des Zusammenhanges zwischen Meister und Gesellen. Ich betone: diese Scheidung war der Anfang zu der Zersetzung des Grundstockes der Gesamten der damaligen Wirtschaftsentwicklung zu Grunde liegenden Idee. Auch hier entstand ganz folgerichtig: aus der wirtschaftlichen Ueberlegenheit die Differenzierung der in unserem Falle „Handwerkermeistergattungen“ in gesellschaftlich höher und weniger hoch geachtete, aus dieser beruflichen Spezialisierung die soziale Ungleichheit und Verschiedenheit in der Kategorie selbst, daraus die Standesbildung mit Kastensystem und Kastengefühl, endlich ein direktes Klassenwesen mit Klassenbewußtsein, Klassenstolz, Klassengegensatz (Meister und Gesellen) und Klassenkampf. Die Geschichte hat es gezeigt, daß diese Annahme richtig ist.

Je reicher die Jünfte wurden, desto mehr erwachte in den Meistern das Standesbewußtsein und der Gedanke an die Seite der gewerblichen Vormachtstellung auch eine gehobene gesellschaftliche Stellung zu setzen. Das Streben nach dem Stadtregiment und der politischen Macht. Dieses Ziel konnte aber nur erreicht werden, wenn man den Kreis derjenigen, die in der Junft Sitz und Stimme hatten, einmal fest zusammenschloß und durch Beschlüsse und Verordnungen dafür Sorge trug, daß kein Meister mehr Rechte hatte als sein Nachbar, und zum zweiten jeden Zuwachs aufs sorgfältigste auswählte, ja nach Möglichkeit nur aus dem Nachwuchs der eigenen Reihen zuließ. Diesem Sinne dienten all die mannigfachen Vorschriften über die Aufnahme in die Junft und die Zulassung zum Junftmeister, die zwischen dem 14. und 17. Jahrhundert entstanden: das Bürgerrecht, die Freigeburt, eine bestimmte Arbeitsdauer in der Stadt, die ungleichmäßige Heraushebung der Eintrittsgelder für nicht Junftnachkommen, und all die anderen kleinsten und nur in diesem Sinne verständlichen Vorschriften und Bedingungen. All das gestaltete naturgemäß die Lage der Gesellen nicht leichter und ließ jene im Laufe der Zeit klar erkennen, welche Rolle ihnen zugeacht war. Dazu kam, daß sich im 14. und 15. Jahrhundert kraft der Blüte des Handwerks, ein ganz bedeutender Aufschwung des Lebenshaltungsvollzugs, der — wie sich später herausstellte — doch den Rahmen des ökonomisch Befunden überschritten hat. Eine Welle allgemeinen Luxus, der Leppigkeit und der Fülle hebt auch die äußere Stellung der Wohlhabenden prägnant hervor und erzeugte das Streben der Nachahmung bei den schwächeren Klassen. So war es ganz natürlich, daß, da kaum größere Werte mit den gegebenen Mitteln zu schaffen waren, die Zahl der Bedürfnisse jedoch eine beträchtliche Vermehrung erfahren hatte, die Nachhaber zu dem

billigen Mittel der Münzverschlechterung griffen und so einer gehobenen Lebenshaltung das unbedingt notwendige ökonomische Gegengewicht fehlte, und die ganze Aktion ganz natürlich in einer Geldentwertung ausklang. Die steigenden Preise führten bald zu Lohnauseinandersetzungen und Gesellenentlassungen. Dazu kam als weiteres, daß die gegenseitige Eifersüchtelei unter den einzelnen Meistern selbst fast überall zu einer Beschränkung der von der Junft erlaubten Zahl der von einem Meister beschäftigten Gesellen geführt hatte, eine Maßnahme, die die Arbeitsmöglichkeit der Gesellen weiter ungünstig beeinflusste. Denn es darf nicht vergessen werden, daß zu jener Zeit der Schwerpunkt des Arbeitsverdienstes ja darin lag, daß der Geselle im Hause des Meisters wohnte, und Kleidung und Unterhalt mit vom Meister getragen wurde. Der Vorlohn war also relativ gering, darum jedoch nicht unbedeutend. Wurde nun die Nachfrage nach Gesellen geringer, so mußte das eine schwere Gefahr für die Beteiligten bedeuten und bei wachsender Sichabstufung der Meisterkasten zu einer scharfen sozialen Differenzierung führen. So kam es, daß die Gesellen sich notgedrungen als selbständiger und vor allem schwächerer Stand fühlen mußten, und die an und für sich berechnete Unzufriedenheit mit den neuentstandenen Zuständen allmählich in den anges deuteten Klassengegensatz übergang. Betrachtet man von diesem Standpunkt aus die Gesellenbruderschaften, so sind sie — vor allem gegen Ende des Mittelalters — im Prinzip doch sicher mehr, als der gesellschaftliche Zusammenschluß der Handwerkergejellen: die Zuzufuchtsstätte und Schicksalsgemeinschaft einer gegen die Vormachtstellung einer sie beherrschenden Klasse ohnmächtigen Zahl von Individuen. Wie weit diese Tatsache effektiv vorgeherrschet hat, wissen wir aus Aufzeichnungen nicht. Daß sie aber nicht vorhanden gewesen ist, ist ebenso unbewiesen.

Druck erzeugt Gegendruck, und sicherlich ist in manchen Tendenzen der Gesellenbruderschaften dieser Gegendruck unverkennbar. Es ist eben ein Naturgesetz, daß auch ein Stand nur für eine gewisse Zeit einen anderen beherrschen kann, und daß mit eben der gleichen Naturnotwendigkeit der Augenblick kommt, wo der Druck einen solchen Gegendruck erzeugt, daß die Korruption unvermeidlich ist. Abgesehen davon war, wenn wir die Spaltung zwischen Meister und Gesellen als den ersten Schritt ansehen wollen, die irrsinnige Beschränkung der Zulassung zum Junftmeister der zweite Schritt zum Untergang der Jünfte. Denn: je größer die Zahl derjenigen Gesellen mit abgeschlossener Fachausbildung wurde, die ein Opfer der widersinnigen Aufzählung von den Wegen der einflussreichen Junftpolitik wurden, und je schwieriger sich die wirtschaftliche Lage des Gesellenstandes gestaltete, desto eher kam der Augenblick, wo sich dieselben dem Junftzwang — wenn sie überhaupt existieren wollten — entziehen zu suchen gezwungen waren, und so widersinnig es scheint, von der Junft indirekt dazu getrieben wurden, sich als unzufriedene Meister außerhalb der Reichweite der Junft niederzulassen. Das aber bedeutete den sicheren Untergang der Jünfte. Was wir hier rein gedanklich aufgebaut und gefolgert haben ist eingetreten. Falsche Mittel — falscher Weg. Veränderte Ursachen — veränderte Wirkungen! Dr. Syrup.

der Geburtenüberschuss in England 315 000, in Frankreich dagegen bloß 95 000. Die Ursache der erhöhten Sterblichkeit in Frankreich ist sehr leicht zu erklären, da hier in den großen Städten, besonders in Paris, Lyon, Marseille die Mietskasernen mit ihren demoralisierenden und schädlichen Folgen vorherrscht. Sie ist z. B. Schuld daran, daß die Tuberkulosesterblichkeit in Frankreich von keinem anderen Lande, ausgenommen Rußland, erreicht wird. Der englische Großstädter dagegen wohnt durchweg außerhalb der Geschäftsviertel in Einfamilien-siedlungen. Und schon in der Schule wird er zu einer gesunden Körperpflege erzogen.

Aus Arbeitgeberkreisen.

■ **Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände.** Auf der ordentlichen Mitgliederversammlung der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände Mitte März hat deren Geschäftsführer, Dr. Cäzler, nach dem nunmehr vorliegenden offiziellen Bericht einige Ausführungen gemacht, die verdienen festgehalten zu werden. Er führte aus:

Man möchte fragen, ob nicht die Arbeiterschaft vernünftiger und richtiger denkt als die Gewerkschaften. Man möchte es fast daraus schließen, abgesehen von Einzelerfahrungen, daß die Gewerkschaften vom Jahre 1922 bis zu 1925 doch einen ganz außerordentlichen Rückgang an Arbeitermitgliedern erfahren haben. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund als der Hauptbeteiligte umfaßt nur noch 4,2 Millionen Mitglieder gegen fast 8 Millionen 1922, die christlichen Gewerkschaften haben jetzt 609 000 Arbeitermitglieder gegen früher 1 Million, und die Hirsch-Dunckerschen 101 000 gegen 230 000 früher.

Es ist anzunehmen, daß ein großer Teil der Arbeitermitglieder aus der Politik der Gewerkschaften doch einen Nutzen nicht erleben und sich von ihnen abgewandt hat. Derselbe Rückgang wie bei den Arbeitermitgliedern ist nach meinem Dafürhalten bei den übrigen zwei Säulen der Gewerkschaftsbewegung, bei den Angestellten und Beamten, nicht in dem Maße erfolgt. Ich glaube sogar, daß an manchen Stellen sich hier eine Vermehrung der Mitgliederzahl geltend gemacht hat. Beim Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund sind immer noch 549 000 Angestellte, bei den Christlichen 446 000, bei den Hirsch-Dunckerschen 265 000, bei dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund 218 000 Beamte, bei den christlichen Gewerkschaften 366 000 Beamte, bei den Hirsch-Dunckerschen 112 000 Beamte. Meine Herren, es wird, glaube ich, gerade für die Zukunft noch der ernstesten Erwägung bedürfen, daß sich hier die Zahl gehalten hat.

Die Tatsache, daß die Gewerkschaften aller Richtungen gegenüber dem Stand von 1922 bedeutend an Mitgliedern verloren haben, ist allgemein bekannt. Die Gründe des Mitglieder-rückganges sind allerdings überall anders, nur nicht in vernünftiger und richtigem Denken der heute Unorganisierten zu suchen. Von den Arbeitgebern wird eben jede sich bietende Gelegenheit geschäftlich ausgenutzt. Und man kann bekanntlich auch die Dummheit seiner Mitmenschen geschäftlich verwerten. Wenn sich die Arbeitgeber so sehr über den Mitglieder-rückgang bei den Gewerkschaften freuen, so dürfte gerade darin für die Arbeiterschaft ein Ansporn liegen, mit voller Kraft an die Werbearbeit zu gehen. Dabei wollen wir nicht außer acht lassen, daß die Gewerkschaften auch heute noch doppelt so stark sind, wie in der Vorkriegszeit.

Fachtechnisches.

Etwas von gerissenen Fugen, geplatzten und durchgeschlagenen Furnieren.

Nachdruck verboten.

Für ein gerissenes oder fleckig durchgeschlagenes Furnier, ebenso für eine sich mit der Zeit gebildete Fuge werden sehr verschiedene Erklärungen gegeben; der Feuchtigkeitsgehalt des Holzes, die Verbindung von Teilen mit verschiedenem Ausdehnungsvermögen und eine ganze Reihe mehr oder weniger großer Arbeitsfehler sucht man hierfür verantwortlich zu machen. Um keine unbequeme Fehlerquelle ergründen zu müssen, erklärt man die entstandenen Mängel auch einfach mit dem benutzten Leim. Es ist aber irrig, zu glauben, daß der Leim allein imstande sei, eine Fuge dicht zusammenzuhalten; nur eine regelrechte, genau gefügte Kante kann eine dicht schließende Fuge ergeben. Nur bei dichtem Schluß ist es möglich, die Luft abzuhalten und so das Schwinden des Holzes beim Trocknenprozeß aufzuhalten. Eine Fuge, die fester ist als das Holz selbst kann nur dann entstehen, wenn der Leim mit Wärme und Druck in die Poren des Holzes hineingedrückt wird; denn nur diese beiden Einwirkungen sind imstande eine luftdichte Fuge zu schaffen.

Die Wirkung des Leimes vergegenwärtigen wir uns am besten durch die vielseitig benutzte Leimtränke. Ich bin überzeugt, daß wir wenige davon unterrichtet sind, wie sich eine auf trockenes Holz aufgetragene Leimlösung verhält. Es wird ganz allgemein angenommen, daß die Leimlösung in die Poren des Holzes eindringt, das ist ein Trugschluß. Leim kann, wie schon gesagt, nur mit Wärme und enormem Druck in das Holz hineingedrückt werden; überzeugen wir uns an einer Probe:

Auf eine glatt gehobelte, vielleicht auch geschliffene Holzfläche streichen wir eine kochende Leimtränke. Wir lassen diese auf dem Holze stehen, damit der Leim Zeit und Gelegenheit findet, in die Poren des Holzes einzudringen. Nach dem Trocknen sehen wir uns die Sache näher an, und jetzt stellt sich

heraus, daß auch nicht die Spur des Leimes in die Poren eingedrungen ist. Der Leim liegt getrocknet auf der Oberfläche, nur das Wasser, womit er gelöst war, hat den Weg in die Poren gefunden. Das klingt für viele nicht sehr wahrscheinlich und wir überzeugen uns, indem wir das Werkstück nach dem vollständigen Erhärten des Leimes quer durchschneiden. Zur Unterstützung des Auges benützen wir eine gute Lupe und sehen jetzt auf dem Hirnholz, daß kein Leim in das Holz eingedrungen ist. Die Holzfasern oder auch Poren, wenn man sie so nennen will, bilden gewissermaßen ein Filter, durch welches wohl das Wasser, aber niemals Leim hindurchgeht. Es ist also vollkommen falsch, Flächen, die geleimt werden sollten, vorher mit Leimtränke zu bestreichen. Die aufgetragene Leimschicht bildet nach dem Trocknen eine feste Kruste und versperrt dem später aufgetragenen Leim den Zutritt in die Poren. Die Verbindung ist wesentlich weniger haltbar als wenn keine Leimtränke angewendet wird.

Bei furnierten Arbeiten hätten wir hier auch einen Grund für das Durchschlagen gefunden. Bestreicht man die Flächen, welche furniert werden sollen, mit Leimtränke, so wird das darin enthaltene Wasser von den weichen Jahrestringen, dem sogenannten Frühlingsholz gierig aufgesogen; diese quellen dadurch an. Da der Fläche in der Regel selten länger als zwölf Stunden nach dem Bestreichen Zeit zum Trocknen gegeben wird, sind die Jahrestringe noch lange nicht in ihre ursprüngliche Form zurückgekehrt. Die vorstehenden harten Jahrestringe werden vom Zahnhobel weggerissen; nach dem Furnieren trocknen diese aber nach und man sieht später jeden Jahresring.

Die Aufnahmefähigkeit der weichen Jahrestringe für Flüssigkeit wird meistens unterschätzt. Überzeugen wir uns durch folgenden Versuch: Mit einer dunklen Lösung, vielleicht etwas Rußbaumbeize oder dergl. fahren wir quer über eine gehobelte Holzfläche. Hierbei sehen wir, daß sich die Lösung in den weichen Jahreslagen schnell verbreitet, während die harten Jahreslagen unberührt davon bleiben.

Von dem Eindringungsvermögen des Leimes überzeugen wir uns am anschaulichsten in der Weise, daß man einen recht dünnen Hobelspan auf der einen Seite mit Leimtränke überstreicht. Dieser wird selbstverständlich auch auf der andern Seite naß, obwohl man dort mit dem Pinsel nicht hingekommen ist. Wenn wir aber glauben, daß der Leim durchgedrungen ist, so irren wir uns, denn sobald der Span trocken ist, glänzt nur die bestrichene Seite, während die andere trotz ihrer geringen Stärke matt und rauh ist. Wir sind aber noch nicht vollkommen überzeugt und brechen den Span entzwei und zwar in der Weise, daß die bestrichenen Seiten beim Zusammenbiegen aneinanderkommen. Der Span bricht wie Glas, keine einzige Faser bleibt ganz. Wird der Span dagegen nach der entgegengesetzten Seite gebogen, so daß die mit Leimtränke bestrichene Seite nach außen kommt, so bricht zwar die Leimdecke, nicht aber der Span, ein Beweis, daß keinerlei Leim in den Span eingedrungen ist, denn sonst würde dieser selbst spröde und hart geworden sein und er müßte in diesem Falle gleichfalls brechen. Der Versuch zeigt uns, daß der Leim, und wenn er auch weit verdünnt ist, nur mit hohem Druck unter gleichzeitiger Wirkung von Wärme in die Poren des Holzes getrieben werden kann.

Die Versuche sind mit den denkbar einfachsten Hilfsmitteln durchzuführen und wir erweitern diese in der Weise, daß wir gewissermaßen den Gegenbeweis zu erbringen suchen: Die beiden Flächen, die durch Leim verbunden werden sollen, werden gut erwärmt, dann auf der einen Fläche mit starkem Leim bestrichen und mit einem feinen Hobelspan bedeckt. Schraubt man nun die beiden Teile zusammen, so wird die Fuge nach dem Trocknen halten, wenn auch nicht so fest, wie eine regelrecht geleimte. Immerhin hat diese so viel Festigkeit, daß sie nur durch Einschlagen eines Meißels oder dergl. getrennt werden kann. Hieraus geht hervor, daß mit Hilfe von Druck und Wärme auch starker Leim in die Poren des Holzes gepreßt werden kann; aber bringt man nur einen dieser beiden Faktoren zur Anwendung, so wird auch die schwächste Leimbrühe nur sehr begrenzt in die Poren des Holzes eindringen. Wir haben so gewissermaßen auch eine Erklärung für nicht vollkommen genügende Leimverbindungen, welche unter gewissen Voraussetzungen auch das Reißen des Furniers zur Folge haben können. Im weiteren ist aus diesen Ergebnissen zu folgern, daß der Leim um so kräftiger verwendet werden muß, je weicher das Holz ist.

Mit dieser Theorie geraten wir mit den alten Lehrbüchern in Widerspruch, denn dort steht ja klar und deutlich, daß Leimbrühe als Porenfüller benützt werden soll. Aber wer hat diese Bücher geschrieben? Waren es Handwerker, Praktiker, welche den Leimpinsel nicht gedankenlos gehandhabt haben?

Benützen wir in Zukunft beim Leimen Druck und Wärme, so werden wir auch immer regelrechte Verbindungen erzielen. Das Reißen der Furniere wird ausbleiben und bei sachgemäßer Vorarbeit wird sich auch das Durchschlagen meiden lassen. Auch die gerissenen Fugen werden in Zukunft zu den Seltenheiten gehören, denn diese müssen nicht immer in der unsachgemäßen Leimung ihre Ursache haben. Die Fuge springt, wenn in dieser ein Ast enthalten ist; wird dieser vor dem Verleimen etwas weggestemmt, so gibt er später keinen Anlaß zum Reißen der Fuge. Jedes Holz trocknet etwas nach, der Ast wenig oder gar nicht und so erklärt sich das Reißen der Fuge. Springt eine Fuge dagegen, die dem Wetter und der Feuchtigkeit ausgesetzt ist, so kann man damit rechnen, daß Kern an Kern geleimt ist und nicht wie es sein sollte, Kern an Splint. Das

gleiche Ergebnis hat man bei Zapfen, die nicht auf Keilzapfen geschliffen sind, zu erwarten. Auch beim Verleimen einer Fuge bei Weich- und Hartholz, Lang- und Querholz, Stamm- und Gipfelholz, Holz von der Nord- und Südseite ist das Reißen der Fuge zu erwarten. Haben wir uns entschlossen, die Leimtechnik künftig nach diesen Ermittlungen etwas zu ändern, so heißt es vor allen Dingen Maß halten. Wenn wir uns auch von der Leimtechnik derjenigen abwenden, die der Bequemlichkeit halber kalten Leim und warme Drahtstifte verwenden, so dürfen wir aber auch nicht die Technik derjenigen verfolgen, welche nach dem Grundsatz: „Viel hilft viel“ arbeiten. Das Holz soll wohl gut durchgewärmt, aber niemals heiß sein, denn in letzterem Falle leidet die Bindekraft des Leimes durch die Hitze oder die betreffende Stelle überzieht sich zu schnell mit einer Kruste und die Verbindung ist ebenfalls mangelhaft. Bei größeren Stücken ist es ratsam nur einen Teil vorzuwärmen und den Leim auf den nicht angewärmten Teil zu streichen. Bei einer guten Verleimung soll dann der Leim perschnurartig aus der Fuge heraustreten.

Die Rissebildung im Furnier erklärt man im allgemeinen mit nicht genügender Austrocknung dieser. Das Aufbewahren der Furniere in einem feuchten Raume, wie Keller, Souterrain oder dergl. ist in der Regel recht vorteilhaft, nur sollte das Material vor der Verwendung regelrecht getrocknet werden. Wenn die im Keller gelagerten Furniere die Raumfeuchtigkeit annehmen, so bleibt das Holz elastisch, aber in diesem Zustande sollte dieses nicht verarbeitet werden. Gerade beim Furnieren ist der Feuchtigkeitsgehalt vielfach ohne weiteres nicht wahrnehmbar. Das Holz fühlt sich oberflächlich trocken an und ist doch bis ins Innere von einem gewissen Feuchtigkeitsgehalt durchdrungen. Das zum Furnieren benützte Blindholz ist jedoch in der Regel recht trocken, bei der späteren Nachtrocknung kann das Furnier nur so weit zusammentrocknen, wie ihm dies das Blindholz erlaubt, so daß weitere Veränderungen der Fläche zur Blasenbildung oder zum Riß führen müssen. Selbstverständlich kann auch der umgekehrte Fall eintreten. Unterliegt feuchtes Blindholz bei dem späteren Nachtrocknen einer Zusammenziehung, so kann mitunter das Furnier sein Volumen nicht in gleicher Weise verringern und auch hier ist der Riß die unmittelbare Folge.

Sehr oft ist das Reißen der Furniere aber auch auf unsachgemäße Arbeitsweise zurückzuführen. Ist das bereits erwähnte Vorleimen des Blindholzes erfolgt, so kann auch hierin eine Erklärung für das Reißen des Furniers gesucht werden. Auch sollte zum Furnieren nicht zu dünnflüssiger Leim benützt werden. Das Anwärmen des Blindholzes ist vorteilhaft und auch notwendig. Das Furnier sollte aber nicht auf eine allzu heiße Leimschicht gelegt werden, mitunter kann man auch auf dem Furnier bereits mehr oder weniger große Haarrisse erkennen. Die mit Rissen behaftete Fläche muß auf das Blindholz gelegt werden. Bei Beachtung dieser mannigfachen Einzelheiten wird sich das Reißen der Furniere in der Regel meiden lassen.

Gefürchtet sind die kurz nach der Fertigstellung des Furniers auftretenden Risse besonders deswegen, weil die Politur gleichzeitig lädiert wird und die Verbesserung der Risse spurlos kaum anders als durch Erneuerung der Politur bewerkstelligt werden kann. Am häufigsten wird das Reißen bei Maser- und Pyramidenfurnieren beobachtet. Diese Holzarten dehnen sich in feuchten Räumen sichtlich aus. Die kurze Zeit, die diese in der Werkstatt liegen, genügt nicht zum sachgemäßen Trocknen. Die rohe Furnierfläche läßt zunächst keinerlei Risse oder Mängel erkennen. Selbst nach dem Abputzen sind etwaige Haarrisse für das Auge nicht sichtbar. Die aufgetragene Politur schließt das inzwischen an die Werkstatt-Temperatur gewöhnte Holz dicht ab, so daß hier zunächst keine Veränderung eintritt. Kommt das fertige Stück aber in andere Temperaturverhältnisse, so trocknet das Furnier ein und zerreißt hierbei auch gleichzeitig die Politurfläche.

Vielfach ist es üblich, daß man die Maser- oder Pyramidenfasern vorher brennt, d. h. nach vorangegangener Befeuchtung zwischen warmen Zulagen preßt, damit sie eben werden, sich glätten und besser zusammensetzen lassen. Wiederholt man das Brennen nicht mehrere Male, so daß dem Furnier der Wassergehalt möglichst vollständig entzogen wird, so neigt das Holz zu Rißbildung. Dies macht sich in der Regel nicht in der Werkstatt bemerkbar, sondern nachdem die Möbel geliefert wurden und dort in eine Temperatur gebracht wurden, die höher ist, als die der Werkstatt.

In der Regel ist es am einfachsten, wenn man die polierte Flächen trotz des Reißens sich selbst überläßt, auch wenn das Stück zunächst sehr unansehnlich wird. Nach etwa vier bis sechs Wochen, wenn die Veränderungsstucht des Holzes einen gewissen Abschluß erreicht hat, schleift man die Flächen nochmals mit dem Filz und gepudertem Bimstein, und poliert nochmals. In der Regel steht dann die Fläche ohne weitere Rißbildung.

Karl Micksch.

Bücher und Schriften

besteht der christliche Gewerkschaftler durch die Buchhandlung des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften Deutschlands.